

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

2) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

„Herr Bertheidiger, haben Sie noch etwas über das Strafmaß zu sagen?“ fragte der Vorsitzende.

Ich hätte soviel zu sagen gehabt, aber nichts brachte ich hervor. Die Zunge blieb mir am Gaumen kleben.

Der Bertheidiger erhob sich.

Ich begriff, daß er den Spruch der Geschworenen abzuschwächen suchte, um an Stelle der Todesstrafe eine lebenslängliche Freiheitsstrafe durchzusetzen, auf die er von Anfang an gehofft und die mich so aufgebracht hatte.

Die Erbitterung in mir mußte wohl sehr groß sein, um sich Bahn durch die tausend Empfindungen zu brechen, die in meinem Innern tobten.

Ich wollte mit lauter Stimme wiederholen, was ich dem Bertheidiger schon vorher gesagt hatte: Hundertmal lieber den Tod! Aber der Athem fehlte mir. Ich konnte ihn nur heftig am Kermel fassen und ihm mit äußerster Kraftanstrengung zurufen:

„Nein!“

Der erste Staatsanwalt widerlegte meinen Bertheidiger, und ich hörte mit einem stumpfen Gefühl der Genugthuung zu. Dann gingen die Richter hinaus, um nach kurzer Frist zurückzukehren, und der Präsident las mein Urtheil vor.

„Zum Tode verurtheilt,“ murmelte die Menge. Als man mich fortführte, strömte die Menge hinter mir her mit einem Getöse, wie es ein einstürzendes Haus verursacht. Ich ging wie betäubt hinaus. In meinem Innern wurde es Nacht. Bis zum Todesurtheil hatte ich gefühlt, daß ich athmete und lebte wie andere Menschen. Jetzt war es mir, als sei eine Mauer zwischen mir und der Welt errichtet. Alles erschien mir anders als vorher.

Die breiten, hellen Fenster, die schöne Sonne, der klare Himmel, die liebliche Blume, alles war erbleicht, als sei ein Leichentuch darüber geworfen. Die Männer, die Frauen und die Kinder, die sich um mich drängten, grinsten mich an wie Gespenster.

Am Fuße der Treppe erwartete mich ein schwarzer und schmutziger Wagen mit Gitterfenstern. Als ich einstieg, blickte ich noch einmal über den Platz. „Ein Verurtheilter!“ schriean die Vorübergehenden, und liefen auf den Wagen zu. Durch eine Wolke, die, wie mir schien, sich zwischen mich und die übrige Welt gelegt hatte, sah ich zwei junge Mädchen, die mich mit neugierigen Blicken verfolgten.

„Schön,“ rief die Jüngere und klatschte in die Hände, „in sechs Wochen giebt's also eine Hinrichtung.“

III.

Zum Tode verurtheilt!

Warum nicht? „Die Menschen,“ erinnere ich mich in irgend einem Buche gelesen zu haben, in dem nur diese eine zutreffende Stelle zu finden war, „die Menschen sind alle zum Tode verurtheilt, freilich mit unbestimmter Frist.“ Inwiefern hat sich nun hiernach meine Lage eigentlich verändert?

Wie viele sind seit der Stunde, in der mein Urtheil mir verkündet worden ist, gestorben, die auf ein langes Leben hofften! Wie viele sind mir vorausgegangen, die jung, frei und gesund, sich vorgenommen hatten, den Tag nicht zu veräumen, an dem mein Kopf auf dem Gräbeplatz fallen soll. Wie viele, die heute noch in freier Luft athmen und sich ihres Daseins freuen, werden bis dahin mir democh in den Tod vorangehen!

Und dann, was hat denn das Leben noch so Angenehmes für mich? Ein ödes Leben in einer Zelle, schwarzes Gefängnißbrod, schmale Portionen Fleischbrühe, aus dem Kübel der Zuchthaussträflinge geschöpft. Ich kann angesch nauzt und mißhandelt werden, von Schließern und Aufsehern — ich, der ich durch eine gute Erziehung verwöhnt bin! Ich sehe kein menschliches Wesen mehr, das mich noch eines Wortes würdig erachtet und dem ich antworten kann. Unaufhörlich jagt mir meine That Grausen ein und ich zittere: was wird noch mit mir ge-

schehen? — Das ist so ziemlich die ganze Herrlichkeit, die mir der Hentler noch rauben kann.

Ah — und doch ist es schrecklich!

IV.

Der schwarze Wagen brachte mich hierher, nach dem gräulichen Vicêtre.

Von Weitem gesehen, hat dieses Gebäude etwas Majestätisches. Es breitet sich am Horizont, auf dem Gipfel eines Hügelns aus, und wahrhaft auf Entfernung noch etwas von seiner alten Pracht. Es sieht wie ein Königsschloß aus. Aber je näher man herankommt, desto mehr wird das Schloß einer Ruine ähnlich. Die verfallenen Giebel beleidigen das Auge. Es ist, als ob eine Schicht von Schande und Verächtlichkeit diese königlichen Fassaden beschmutzt hätte; man könnte sagen, die Mauern hätten den Ausfall. Keine Scheiben mehr, keine Fensterrahmen, aber massive Eisenstangen kreuz und quer, an die sich hier und da das abgekehrte Gesicht eines Zuchthäuslers oder eines Wahnsinnigen schmiegt.

So sieht das Leben in der Nähe aus!

V.

Raum angekommen, wurde ich von derben Fäusten in Empfang genommen. Man vermehrte die Vorsichtsmaßregeln: kein Messer, keine Gabel gab's mehr für mein Essen. Die Zwangsjacke, eine Art Sack aus Segeltuch, fesselte meine Arme. Man schien sehr besorgt für mein Leben. Ich hatte die Revision eingereicht. In sechs oder sieben Wochen konnte diese lästige Angelegenheit erst erledigt sein, und man mußte mich doch gesund und wohlbehalten auf den Gräbeplatz bringen.

Die ersten Tage behandelte man mich mit einer Milde, die für mich schrecklich war. Die Blicke eines Schließers schmeckten nach dem Schaffot. Zum Glück wurde es aber nach wenigen Tagen wieder wie vorher, man behandelte mich wie die anderen Gefangenen, in gleich brutaler Weise und gebrauchte nicht länger die ungewöhnliche Höflichkeit, bei der ich immer an den Hentler denken mußte. Es war nicht die einzige Verbesserung meiner Lage. Meine Jugend, meine Jugendsamkeit, die Bemühung des Gefängnißgeistlichen und besonders einige Worte Latein, die ich an den Inspektor richtete, der sie nicht verstand, verschafften mir einmal die Woche die Erlaubniß zu einem Spaziergang mit den anderen Sträflingen. Auch die Zwangsjacke verschwand, in der ich an jeder Bewegung behindert war.

Nach vielem Bedenken gab man mir auch Tinte, Papier, Federn und eine Nachtlampe.

Alle Sonntage nach der Messe läßt man mich in der Erholungsstunde in den Gefängnißgarten. Dort plaudere ich, wohl oder übel mit den Gefangenen. Es sind gute Kerle, diese elenden Menschen. Sie erzählen mir ihre Streiche. Man könnte damit jemandem Schrecken einjagen, aber ich weiß, daß sie aufschneiden. Sie lehren mich die Gaunersprache, „das Nothwäldch“, wie sie sagen. Es ist eine Sprache, die auf die gewöhnliche gepropft ist wie ein häßlicher Auswuchs, wie eine Warze. Zuweilen eine seltsame Energie, ein überraschender Bilderreichtum. Die Sprache macht einen ebenso widerlichen Eindruck wie Kröten und Spinnen; wenn man sie sprechen hört, ist es einem, als ob ein Haufen schmutziger und staubiger Lumpen ausgeschüttet wird. Aber trotz alledem! Diese Menschen sind doch die einzigen, die Mitleid mit mir haben. Die Gefangenwärter, die Schließer, die Pförtner lachen und schwätzen und sprechen von mir in meiner Gegenwart wie von einem leblosen Gegenstande.

VI.

Ich habe mir gesagt:

Da ich in der Lage bin, schreiben zu können, warum sollte ich es nicht thun? Aber was soll ich schreiben? Eingeschlossen bin ich zwischen vier nackten und kalten Mauern, die meine Bewegung hemmen, keinen Himmel hab ich für meine Augen! Meine einzige Zerstreuung besteht darin, den ganzen Tag der langsamen Bewegung des hellen viereckigen Fleckes zu folgen, den der Widerschein des kleinen Guckfensters meiner Thür gegenüber auf die dunkle Wand malt. Und in meiner Einsamkeit ist nur ein Gedanke bei mir, wie ich es schon früher gesagt habe, der Gedanke des Verbrechens und der Strafe,

des Morbes und des Todes. Kann ich denn überhaupt etwas zu sagen haben, da ich nichts mehr auf dieser Welt zu schaffen habe? Und was könnte ich in diesem weissen Hirn noch finden, was der Mühe werth wäre, niedergeschrieben zu werden?

Aber warum nicht? Wenn auch Alles um mich herum eintönig und farblos ist, wüthet denn nicht in meinem Innern ein Sturm, tobt da nicht ein Kampf, spielt sich dort nicht eine Tragödie ab? Stellt sich nicht die fixe Idee, die mich beherrscht, in jeder Stunde, in jedem Augenblick unter einer neuen Gestalt mir dar, immer schrecklicher, immer grausiger, je näher meine letzte Stunde herankommt? Warum sollte ich nicht versuchen, mir selbst Rechenschaft abzulegen über all die gewaltigen und neuen Empfindungen, die in der verzweifeltsten Lage, in der ich mich befinde, auf mich eingestürzt sind? Sicherlich: der Stoff ist reich, aber so kurz mein Leben auch nur noch ist, es wird wohl von dieser Stunde bis zur letzten noch Schreden und Qualen geben, womit ich meine Feder beschäftigen und die Tinte verbrauchen kann. Außerdem ist das einzige Mittel, um unter diesen Angstbeklemmungen weniger zu leiden, das, sie zu beobachten. Wenn ich sie schildere, befreie ich mich auch von ihnen.

Und dann: was ich so niederschreiben werde, wird nicht ohne Nutzen sein. Das Tagebuch meiner Leiden, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute, von Qual zu Qual, wenn ich die Kraft habe, es bis zum Augenblick fortzuführen, wo es mir physisch unmöglich sein wird, weiterzuschreiben — diese Geschichte meiner Empfindungen, die unfehlbar unvollendet bleibt, aber doch so vollständig wie möglich ist, wird sie nicht eine gewaltige und bedeutende Lehre enthalten? Wird nicht in diesem Protokoll eines menschlichen Geistes im Todeskampf, in der immer größeren Fülle der Leiden, in dieser Art geistiger Obduktion eines Verurtheilten mehr als eine Lektion sein für die, die verurtheilt werden? Vielleicht wird die Lektüre dieses Buches ihnen die Hand weniger leicht machen, wenn es sich später darum handelt, wieder den Kopf eines Menschen auf die sogenannte Waage der Gerechtigkeit zu werfen. Vielleicht haben die Unglücklichen noch niemals an die unendlichen Schmerzen gedacht, die die Ausfertigung eines Todesurtheils nach sich ziehen. Gaben sie sich jemals klar gemacht, daß dem Menschen, den sie vernichten, ein Verstand innewohnt, ein Verstand, der auf das Leben gezählt hat, eine Seele, die sich nicht auf den Tod vorbereitet hat? Nein! Sie sehen in alledem nur den fentrechtlichen Fall eines dreieckigen Weiles und denken nicht an des Verurtheilten Leben vor und nach der Verkündigung des Urtheils.

Diese Blätter werden ihnen den Irrthum benehmen. Vielleicht werden sie eines Tages veröffentlicht. Sie werden dann einige Augenblicke ihren Geist auf die Leiden des Geistes aufmerksam machen, denn an solche haben sie nie gedacht. Sie triumphiren, daß sie tödten können, ohne daß der Körper große Schmerzen erleidet. Als ob es sich darum handelte! Was bedeutet der körperliche Schmerz gegenüber dem geistigen? Eine entsetzliche, eine bemitleidenswerthe Gerechtigkeit! Eine bessere Zeit wird kommen, und vielleicht werden diese Memoiren, die letzten Geständnisse eines Unglücklichen ein Uebrigtes dazu beigetragen haben . . .

Oder der Wind spielt mit den beschmutzten Blättern nach meinem Tode im Gefängnißhof oder sie verfaulen im Regen, wenn ein Schließer mit ihnen die zerbrochenen Scheiben des Fensters seiner Zelle gestrichelt hat . . .

VII.

Was ich hier schreibe, kann eines Tages dadurch andern nützlich werden, daß es den Richter von der Verurtheilung zum Tode zurückhält, daß es Unglückliche, Unschuldige oder Schuldige, von dem Todeskampfe rettet, zu dem ich verurtheilt bin. Warum? Zu wessen Nutzen? Wozu? Wenn mein Kopf abgeschlagen ist, was kann mir daran liegen, ob man ihn noch andern nach mir abschlägt? Was habe ich davon, wenn man das Schaffot umstürzt, nachdem ich es bestiegen habe!

Ist es möglich — die Sonne, der Frühling, die Auen voll Blumen, die Vögel, die den Morgen begrüßen, die Wolken, die Bäume, die ganze Natur, die Freiheit, das Leben, das alles gehört mir nicht mehr?

Ah! Mich selbst müßte ich retten! — Kann ich das wirklich nicht, muß ich morgen sterben, vielleicht noch heute? Das ist ein schrecklicher Gedanke! Man möchte sich den Kopf an den Wänden seiner Zelle zerhämtern.

(Fortsetzung folgt.)

Verunglückte Phrasen.

In dem Roman „Die Heimkehr“ erzählt Ossip Schubin an einer Stelle von der handelnden Person: „Sie hat ein verblühtes Madonnengesicht, trägt Scheitel und macht in Wohlwollen und Sentimentalität. Ihr ganzes Wesen dampft förmlich von Idealismus, jenem starken, schwunglosen Idealismus, der, wenn er kam, aus der Ironie den Schlach sammt dem Wit herausreißt, anderseits der Begeisterung nicht ungern hemmend in die Flügel greift, und der den geponnenen Zuder seiner süßlichen Weltanschauung mit ruckloser Unparteilichkeit gleichermaßen über Ananaskompott und Schweinebraten hinstreicht.“ Uebrigens nimmt sich der folgende Vergleich aus, der in dem Roman eines Autors, dessen Name mir bedauerlicherweise entschlüpfte, vorlomm. Der Roman selber ist betitelt „Verführten“, und die sehr „anziehende“ Stelle lautet: „Wie die Jänneumonfliege ihre Fingarne ausstreckt und ihr Opfer, die Tarantel, die unvorsichtig genug ist, ihr Nest zu verlassen, in ihre Gewalt zwingt, indem sie durch einen einzigen Giftstich sie lähmt, um sie, machtlos, hierauf in ihren Bau zu schleppen und sie dem fürchtbaren Verhängniß, zur Brutstätte ihrer eigenen, der Feindin, Nachkommenschaft zu werden, zu überantworten — wie ein unerforschliches Naturgesetz es vorschreibt — so hatte auch Tobias sein unglückliches Opfer in Fesseln geschlagen, die jenen nun auf immerdar wie einen Galeerensträfling fest an ihn gelettet hielten.“

Ein Wiener Blatt veröffentlichte einmal einen Roman, in welchem folgender Passus gedruckt war: „Und als er — nämlich Eisenmann — die Handschrift erlaunte, sagte er nur das „einzige“ Wort: Das hat Michl geschrieben.“ Ein Würzburger Blatt leistete sich die folgende Schilderung, in der es sich um die Gräuel des Krieges im Sudan handelt: „Bei der letzten Schlacht baten die egyptischen Soldaten Inien und Pardon; die Araber machten alles nieder. Die Schlacht war in acht Minuten begonnen und verloren. Der Jubel der Araber und das Geschrei der Todten und Verwundeten war gräßlich.“ Uebrigens meldete ein Blatt in Gichtat: „Der Königsjohn und sechs Minister sind theils ermordet worden, theils über die Berge geflohen.“

Eine mitteldeutsche Zeitung feierte Luther einmal in folgenden stilistischen Verrenkungen: „An Luther's Wiege begann der Herr einen Lichtkreis zu zeichnen, der ein Licht anzündete, welches den Weltkreis erleuchtete und den Geist des Märtyrerkreuzes aufweckte, und in Worms rollte der Kreis weiter und weiter, andere Kreise beginnend, sich windend, durchlaufend, alle Himmel überwölbend. O, ich wollte gern Martin Luther in dem Augenblicke sehen, wenn sein Einfluß zum vollen Kreis wird — sein Einfluß sich umwälzend durch Preußen, durch Deutschland, durch Europa, durch drei Jahrhunderte, durch den Himmel; und zuletzt wird die Woge des Einflusses einen vollen Kreis gemacht haben und zu seiner eigenen Seele kommen. O, dann möchte ich ihn wohl sehen. Keiner kann den weiten Kreisbogen seines Einflusses erzählen, außer dem Einen, der sitzt auf dem Kreis der Erde.“

Joë von Reuß leistet sich einmal die Stelle: „Mit gefalteten Händen lauschte das Mitterohr.“ Ein viel gelesenes Berliner Blatt sagt von dem Hauptakteur einer spiritistischen Sitzung: „Er machte dem Publikum die Ohren leckerig, indem er von den wundervollen Gloden- und Triangelklängen erzählte, die man noch erwarten dürfte.“ Bei Philipp Galen finden sich Stellen wie die folgenden: „Glücklich hoffend, lächelte seine Lippe“ — und „Braut und Bräutigam sahen schön und glücklich aus, obgleich es schien, daß diese beiden Beiworte bei dem Bräutigam stärker in die Augen sprangen; nachdem sich die Portiere geschlossen hatte, schlüpfte mit leisem Schritte ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerzen.“ Auch Hadländer hat zuweilen das größte Blech zusammen geschrieben, wie: „Das Mädchen schlang seinen Kopf um den Hals seines Vaters“, und: „Da strömte die heiße, unheimbare Thränenfluth aus den Augen, die nie geweint und Thränen als Zeichen der Schwäche veracht hatten.“

Ein Glüd, daß bei diesen stilistischen Entgleisungen wenigstens der Humor so oft ein Plätschen erhält! In einem erotischen Roman heißt es: „Kein Pinsel kann die Farbenfluth der Tropen schildern; mein Bemühen war daher vergeblich!“ Offener kann man sich jedenfalls nicht selber aburtheilen. . . . An anderer Stelle las ich: „Die Hände auf den Rücken gelegt, ging der Graf im Garten spazieren und las die Zeitung.“ . . . „In der dunklen Thür zeigte sich endlich ein junges Mädchen, dessen Gesicht von einem Taglicht überglänzt war.“ . . . „Otto lag in ruhigem Schlummer, als plötzlich Fußtritte an sein Ohr trafen, wovon er erwachte.“ . . . „Lilian, die siebzehnjährige Tochter des Lords, ging an das Klavier und spielte den Walzer mit einer Verve, wie seit Duzennern nicht.“ . . . Gleicher Ansinn liegt in der folgenden Schilderung: „Die größten Schwierigkeiten schlang die Siebzehnjährige spielend als Blumenketten ins Publikum hinein.“ . . . Scholastika Schmurls erzählt von sich selber in einem rheinischen Blatt: „Wie ein Blitz schoß mir mein Plätschen mit Schußlad durchs Gehirn.“ . . . Ein amerikanisches Blatt brachte einen Roman, der die Lebensgeschichte eines Selbstmademannes behandelte. Der Autor begann sein Werk mit den folgenden geistreichen Zeilen: „Mr. Kensington wurde geboren, ohne einen einzigen Cent in der Tasche zu haben.“ . . . Von der Influenza hieß es in

einem schwäbischen Blatt kürzlich: „Aus vielen Orten wird jetzt ein rapides Abnehmen der Influenza gemeldet. Auch in unserer Stadt scheint die unheimliche Dame ihren Höhepunkt überschritten zu haben.“ . . . Von einem bekannten Künstler wurde berichtet, daß er „bei seinen Leistungen nicht immer auf eigenen Schultern stehe.“ . . . Ein Verliebter wird folgendermaßen geschildert: „Ein wonniges Gefühl durchschauerte den jungen Mann, als sein Regenschirm auf dem schmalen Pfade den Regenschirm der Heimlichgeliebten berührte.“ . . . Francisque Sarcey hat die folgende Phrase beigezeichnet: „In der Stimme der Sängerin macht sich die Hand ihrer Mutter bemerkbar“ . . . Albert Wolff sagt von einer Künstlerin, die er schildert: „Ihr Talent ist eine Tintenflasche, an die man das Seizirwasser nicht zu sehr anlegen darf, aus Furcht, auf dem Grunde nur ein Häuflein Asche zu finden.“ . . . Ponson du Terrail sagt von dem Helden eines seiner Romane: „Mit der einen Hand faßte er sie brutal an der Kehle, und mit der anderen spie er ihr ins Gesicht.“ . . . Die Gräfin ließ sich drei Eier bringen und saß dann eine volle Stunde im stillen Brüten.“ . . . Eine Zeitung in der Gegend schrieb wörtlich: „Da war nun schon Alles in der richtigen Stimmung, eine Militärkapelle spielte ihre Weisen auf, und manch fröhlicher Geßell schwang das Bein um die Geliebte seines Herzens.“ —

Alegius Weder.

Kleines Feuilleton.

st. Die Sicherheit. Vor einigen Tagen traf ich ihn auf der Straßenbahn. Die Stunden, in denen die Angestellten in ihre Bureaus und Geschäfte eilen, waren vorüber. Trotzdem war der Wagen besetzt. Herren in den besten Jahren bildeten die Mehrzahl der Fahrgäste. Mit größter Sorgfalt gekleidet, saßen sie mit der Würde da, die Geschäftsinhabern zukommt. Denn das waren sie alle. Ihre sauber rasirten, gesunden Gesichter verriethen deutlich, daß sie keine Angestellten seien. Und dann, um diese Zeit, da mußten die Angestellten schon ihr Quantum geschafft haben. Nur ein Geschäftsinhaber durfte jetzt noch unterwegs sein. Das wäre auch noch schöner, wenn sie sich das nicht mal hätten erlauben dürfen! Wo zu waren sie denn sonst Geschäftsinhaber?

In der nächsten Haltestelle sprang noch ein junger Mann auf. Auch mit Sorgfalt gekleidet. Den neuesten Hut auf dem Kopf, die neueste Kravatte um; nur der Mantel war nicht nach dem allerneuesten Schnitt, aber dafür aus dem neuesten Stoff feinsten Güttes. Er sprach mich ganz vertraulich an — als alter Schulkamerad. „Wie gehts, gut?“ fragte ich.

„Sehr gut! Sehr gut!“ antwortete er vergnügt. „Aber es hat auch Schweiß geloslet! Und weißt Du, wer mir am meisten geholfen hat? Hier, dieser Ring.“ Er hielt mir die Hand hin, auf die er trotz der Kälte keine Handschuhe gezogen.

Der Ring war ein gewöhnlicher Goldreif mit einem weißen Stein. Ob es ein Brillant war, kann ich nicht genau sagen. Er hatte zwar den bei Nachahmungen aus Glas und Kiesel üblichen granen, toden Punkt. Aber mein ehemaliger Schulkamerad erzählte solche Wunderwirkungen des Ringes, daß man den Stein schon für einen echten halten muß.

„Siehst Du!“ sagte er; „ich war Kaufmann geworden. Schließlich machte es sich so, daß ich reiste. Na, man wird dessen aber zuletzt überdrüssig. Ueberhaupt, wenn man nie für sich selbst schaffen kann. Das ist ja schließlich doch das Ideal. Also fing ich mal auf eigene Faust an. In Konfektion. Unterröde. Natürlich en gros. Das zieht ganz anders, und man braucht sich nicht mit jedem einzelnen Kunden wegen fünf Pfennige herumzanken. Nun hatt' ich aber kein Kapital. Ging ich eben zu Fabrikanten. Und sie haben mir alle Waaren geliefert auf mein ehrliches Gesicht; das heißt, weil sie sahen, ich bin ein sicherer Mann. Trug ich doch einen Brillantring und 'ne goldene Uhr.“

Nur mit einem haperle es. Schickt der mir die Waare per Nachnahme. Da habe ich sie ihm natürlich wieder zurückgeschickt. Das wäre doch wohl eine Beleidigung für ein sicheres Geschäft!

Als er mich nu mal bei einem Andern sah . . . mit dem Ding hier“ . . . er hob die Hand und ließ den Ring in der matten Winterfoune funkeln . . . „da hatt' ich am nächsten Tag die Sendung, ohne Nachnahme und unter vielen Entschuldigungen.“

Er wendete sich an einen anderen Herrn. Aus ihrem Gespräch hörte ich, daß sie die Hälfte der empfangenen Waaren stets für schlecht gearbeitet erklärten, so daß der Preis herabgesetzt werden mußte.

Das gehörte gewiß auch zu einem sicheren Geschäft. Die anderen Herren schienen auch alle solche sichere Geschäftsinhaber zu sein. Jeder hatte einen solchen „Brillanten“ am Finger. Einzelne auch zwei und drei Ringe. Außerdem zogen sie öfters ihre Uhren — Gold! Das erhöhte wahrscheinlich die Sicherheit.

Ich machte meinen ehemaligen Schulkameraden darauf aufmerksam, als er gerade erzählt hatte, daß seine Heimarbeiter fast stets Abzüge erleiden müßten, weil die Arbeit fehlerhaft sei. Er könne sie allerdings mit unterziehen, so daß er noch extra daran verdiene.

„Ja!“ rief er aus, abermals seine wohlgepflegte Hand zärtlich betrachtend und den Ring in der Sonne blitzen lassend: „Ja, das bezeugt die Sicherheit des Geschäfts . . . die So-li-di-tät!“ —

Theater.

Im Lessing-Theater wurde am Dienstag eine satirische Komödie „Die guten Freundinnen“ von Janvier de La Motte zum ersten Male aufgeführt.

Das Lustspiel ist mit Jötchen mancherlei Art gespickt. Vielleicht kommen sie in deutscher Sprache zu einseitig heraus. In der Hauptsache handelt es sich um einen hübschen, lustig durchgeführten Einfall. Ein ehrgeiziger Literat und Schöngest will sich das Theatre français erobern und später in den Palmenfrack der Akademiker, der Unsterblichen schlüpfen. Das Alles, indem er sich an Weiberfittel hält. Wir haben keine Akademie der Unsterblichen, und der Unterrod hat bei uns im öffentlichen Leben gewiß nicht dieselbe Bedeutung wie in Paris. Aber die schnatternden Rärinnen, die irgend einen jungen Autor fördern und bemuttern möchten und mit ihm im Salon glänzen, gedeihen auch bei uns; und Frau v. Worms, die Bankiersfrau, könnte Verwandte gleichen Blutes und gleichen Schlags vielleicht bei mancher feierlichen Berliner Premiere erblicken. Sinnengeligste und Bemutterung gehen bei Frau v. Worms Hand in Hand; und der gute Herr v. Worms, der Gatte, segnet das trauliche Bündniß seines Weibes mit dem Schriftsteller Jacques Latour. Auch er, der Nachsichtige, pflegt zu Jacques zu sagen: „Mein liebes Kind!“ So weit wäre das Verhältnis zu Dreien ganz richtig, wenn Frau v. Préceigns nicht wäre. Auch die möchte Herrn Latour gern für ihren Salon gewinnen; auch sie hat „Einfluß in der Gesellschaft“. So wäre Herr Latour zwischen den guten Freundinnen hin- und hergezerrt worden, hätte er nicht die glückliche Idee gehabt, ein frisches Mädchen aus Lyon zu heirathen. Die hat für Schöngesterei glücklicher Weise nichts übrig und als resolute junge Frau weiß sie ihre Hausehre zu wahren, sowohl den Zubringlichkeiten der verlebten Frau v. Worms, als den Eitelkeiten der Frau v. Préceigns gegenüber. — Wichtig gedacht ist es, daß die beiden korrupten Frauenzimmer stets zugleich bedacht sind, alles „Anstößige und Naturalistische“ in den Schriften Latour's auszumerzen. —

Frl. Bertens (Frau v. Worms) ist Spezialität für die nervös überspannten Frauenzimmer mit dem unheimlichen Redefluß. Nicht bloß der dankbaren Rolle wegen ragte sie darum über das übrige Ensemble so hervor. Mit heiterem, aber nicht allzu lebhaftem Beifall nahm das Publikum die Komödie auf. —

Musik.

k. Eine Statistik der Wagner-Aufführungen im vergangenen Spieljahre wird in der „Statistischen Beilage zu den Bahreuther Blättern“ 1898/99 gegeben. Darnach wurden in der Zeit vom 1. Juli 1897 bis zum 30. Juni 1898 in 77 Städten im ganzen 1231 Aufführungen veranstaltet. Im Vorjahre waren es 1114 in 82 Städten. Von den 77 Städten kommen auf Deutschland 62 (mit 1000 Aufführungen), Oesterreich 9 (141), Schweiz 2 (40), Rußland 2 (34), England 1 (13), Holland 1 (4). Unter den einzelnen Werken erreichte die höchste Zahl der Aufführungen „Lohengrin“ mit 276 gegen 287 im Vorjahre, dann folgen (die entsprechenden Zahlen des Vorjahres sind immer in Klammern beigefügt): „Lauhäuser“ 250 (258), „Meisterfänger“ 144 (104), „Fliegende Holländer“ 142 (148), „Walküre“ 113 (107), „Siegfried“ 84 (59), „Tristan und Isolde“ 66 (41), „Meingold“ 61 (38), „Götterdämmerung“ 58 (44), „Rienzi“ 38 (29). Interessant ist auch die Reihenfolge der Städte nach der Gesamtzahl der Aufführungen: Berlin steht an der Spitze (73), es schließen sich an Wien (59), München (56), Dresden (56), Hamburg (50), Breslau (47), Frankfurt (44), Leipzig und Lübeck (37), Elberfeld und Zürich (30). —

Medizinisches.

— Haargeschwulste des Magens. Ganz seltsame Fremdkörper haben aus dem menschlichen Magen in den letzten Jahren verschiedene Chirurgen durch Operationen zu entfernen gehabt, nämlich bis zu zwei Pfund große Knäuel aus Haaren. In allen Fällen handelte es sich um Angehörige des weiblichen Geschlechts und zwar, wie sich aus den beiden folgenden Krankengeschichten ersehen läßt, aus einem bestimmten Grunde. Zu Dr. Stelzner in Dresden kam eines Tages ein 17-jähriges Mädchen, das seit seinem 12. Lebensjahre an heftigen Magenbeschwerden litt, die jeder Behandlung unzugänglich blieben. Bei der Untersuchung der Magengegend fühlte der Arzt eine bewegliche Geschwulst, die sich im Magen wie eine Billardkugel hin- und herschieben ließ. Vor Jahren hatte Professor Schönborn-Würzburg einen ähnlichen Fall in der medizinischen Literatur mitgeteilt, wobei er den Magen hatte öffnen müssen; ein großes festes Haarknäuel kam zu Tage. In Erinnerung dieses Falles fragte Dr. Stelzner seine Kranke, ob sie je Haare verschluckt habe. Das wurde mit Entrüstung verneint, und die Operation unterblieb zunächst. Da aber die Beschwerden sich bis zur Unertaglichkeit steigerten, mußte später doch zur Operation geschritten werden, die ein gänseeigroßes, nierenförmiges, ziemlich hartes Knäuel zu Tage förderte, das sich bei näherer Untersuchung als ein Klumpen verfilzter Haare erwies. Als die Kranke genesen war, gestand sie schließlich ein, daß sie als Schulmädchen die Gewohnheit hatte, sich die Haarenden ihrer Pöpsel abzubeißen und die abgebißnen Haarstippen zu verschlucken. Da die Haare im Magen nicht verdaut werden, waren sie darin haften geblieben und hatten allmählig ein 108 Gramm schweres Knäuel gebildet. Einen ähnlichen Fall beobachtete Dr. D. Sara in Melbourne. Es handelte sich um

eine 22jährige Kranke, die über heftige Schmerzen in der linken Seitengegend klagte. Es war dort auch eine feste Geschwulst fühlbar. Bei Eröffnung der Bauchhöhle zeigte sich, daß die Geschwulst dem Magen angehörte und frei im Magen lag. Nachdem auch der Magen geöffnet war, zog Dr. Hara ein festes Haarnäuel aus ihm heraus, das zwei englische Pfund wog. Es verdankte seine Entstehung gleichfalls abgebißnen Haaren. Die einzige Hilfe bestand in Operation, da wohl einzelne Haare, nie aber größere Haaransammlungen auf natürlichem Wege abgehen. Die Unart, sich die Haarspitzen abzubeißen und in Gedankenlosigkeit auf den Haarzöpfen zu lauen, beobachtet man unter Vadsischen gar nicht so sehr selten. —
(Zügl. Rundsch.)

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber eingewanderte Pflanzen in der Mark Brandenburg hielt in der „Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg“ Professor Carl Müllenhoff einen Vortrag, in dem er nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ Folgendes ausführte: Fünf verschiedene Mittel sind es, welche die Ausbreitung der Pflanzen bewirken: die mechanische Schleudereinrichtung, das Wasser, der Wind, die Thiere und der Mensch, welcher durch die Verkehrsmittel, die er schafft (Eisenbahnen und Kanäle, Transporte der Viehheerden und die Getreide-Ausjaaten) vielfach zur Verbreitung beiträgt. Für jede dieser Arten bietet die einheimische Pflanzenwelt ausreichende Beispiele. Ein mechanisches Begleichen der Samen beobachtet man ganz besonders bei den verschiedenen Arten des Sprungkrautes. Eine von diesen, die bei uns in Laubwäldern wild aufwächst, hat von Linné den hübschen Namen das „Kräutchen Rühr mich nicht an“ (Nolimetangera) erhalten. Neben unserer ursprünglich europäischen Art, die beim Berühren der Kapsel den Samen weithin fortscleudert, haben sich noch andere eingebürgert. So stammt das im Thiergarten gemeine „Springkraut“ aus der Mongolei, nachdem es 1831 von Genf aus verwildert überall hin sich verbreitet hat. Auch die unter dem Namen „Balsamine“ bekannte schöne Zierpflanze aus Ostindien ist in Gärten und auf Kirchhöfen nicht selten verwildert. Eine ähnliche Einrichtung des Samenschleuder-Apparates findet man beim „Sauerflee“, der sich in mehreren Arten bei uns eingebürgert hat aus dem südlichen Europa und schon mit dem Kartoffelbau, aus Nordamerika. Zahlreiche ähnliche Einrichtungen, wie man sie beim Weischen und der Lupine z. beobachten kann, seien hier übergangen. Soll eine Pflanze durch das Wasser verbreitet werden, so müssen ihre Früchte oder Samen leichter sein, um auf der Oberfläche desselben schwimmen zu können. Hierher gehören die weiße und gelbe Seerose, deren Samen durch die Strömung, in stehenden Gewässern dagegen durch die auf den Wasserpiegel einfallenden Winde fortgetrieben werden; eine Verschleppung in einzelne isolirte Teiche geschieht durch Vögel, namentlich durch Wasserhühner. Die in den Flüssen Nordamerikas einheimische „Wasserpest“ wurde seit 1854 in unserem Botanischen Garten kultivirt, fünf Jahre später aber in einen bei der Wildparkstation befindlichen kleinen Graben verpflanzt. Von hier aus trat sie alsbald in der Gabel auf und verbreitete sich derartig, daß sie 1864 auch den Flußlauf der Spree und sämmtliche mit ihm in Verbindung stehende Gewässer in Westpreußen nahm und dann, in die Oder gelangt, 1869 die ganze Strecke von Oberberg bis in die Nähe der Ostsee erfüllte. In diesem Falle, wie in einigen analogen, war meistzeitig der Wind ein wirksameres Verbreitungsmittel als das Wasser.

Ein Hauptmittel zur Ausbreitung der Pflanzen ist zunächst die Kleinheit der Samen und Sporen. Bei den Moosen sind die Sporen, beim Mohr und vielen Orkideen die Samen so winzig, daß selbst ein schwacher Wind sie weithin tragen kann; bei anderen wiederum bieten die Früchte oder auch die Samen dem Winde eine verhältnismäßig große Oberfläche dar; bald auch ist es, wie beim Kiefern Samen und dem Fruchtstande der Linde, eine einfache Vergrößerung, und schließlich sind es die zierlich verzweigten Federkronen, wie bei den Früchten der korbbliithigen Pflanzen.

Zu dieser größten aller Pflanzenfamilien gehören der „Vodsbart“ mit seinen zierlichen Faltschirmen, und der „Löwenzahn“, dessen Fruchtstände mit den Federkronen beim bloßen Anpusten davonfliegen; daher auch die Bezeichnung „Pustblume“. Bei der Leichtigkeit, mit der sich die Korbbliithler ausbreiten, kann es nicht Wunder nehmen, daß mehrere der jetzt bei uns am häufigsten vorkommenden Pflanzen gerade dieser Familie angehören. Das aus Kanada stammende „Kreuzkraut“ wurde bereits im siebzehnten Jahrhundert von Nordamerika nach Südeuropa verschleppt, und ist von dort um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland eingewandert. Jetzt ist sie eine der gemeinsten Pflanzen unserer Mark, die infolge ihrer vorzüglichen Samenflugfähigkeit stets als erste zur Stelle ist, um den leeren Platz selbst auf den flachen Dächern von neuen Häusern zu occupiren. Aus dem Osten Europas drang das „Kreuzkraut“ zu Anfang der fünfziger Jahre bei uns ein und hatte um 1860 die Westgrenze der Mark erreicht. Als ein lästiges Unkraut auf Feldern und Wiesen wurde zwar die Ausrottung dieser „Bücherblume“ behördlicherseits angeordnet, jetzt aber ist sie allgemein auf Kulturland wie auf Wäldern, an Wiesen und Baldesträndern. Nicht minder zahlreich und mannigfaltig sind bei den Pflanzen die Einrichtungen für die Verbreitung durch Thiere. Es sei hier nur auf die Ebereschendäume mit ihren prächtigen

intensivrothen Beeren hingewiesen, an denen die auf der Wanderung begriffenen Krammetsvögel nicht vorbeiziehen, ohne eine tüchtige Mahlzeit zu halten. So ist es nicht zu verwundern, wenn gerade an den Ruheplätzen jener nach dem Süden wandernden Vögel eine dicke Ausfaat von Ebereschendäume emporkeimt. Die Krähenberge bei Potsdam sind ein Beispiel dafür, denn in jedem Frühjahr stehen unter den seit einigen Jahren dort angepflanzten Kirschbäumen die Ebereschendäume so dicht, wie die Kiefern in einer gut gedeihenden Baumfchule. —

Technisches.

— Ein Glashaus. Eine bedeutende feinmechanische Fabrik in Amerika hat sich, um ein möglichst helles Gebäude zu erhalten, ein solches fast ausschließlich aus Stahl und Glas aufzuführen lassen. Das Gebäude ist, wie wir der „Techn. Rundsch.“ entnehmen, drei Stockwerke hoch und hat bei einer Breite von 9,14 Meter eine Länge von 84 Meter, so daß die drei Stockwerke eine Nutzfläche von insgesamt 930 Quadratmeter ergeben. Die Glaswände sind in einzelne Abschnitte getheilt; jedes zweite, auf diese Weise entstandene große Fenster kann geöffnet werden, wodurch genügende Luftzirkulation bewirkt und im Sommer die Hitze in den Sälen auch nicht größer wird als bei Fabrikgebäuden, die nach der gewöhnlichen Art gebaut sind. Das verwendete, entweder rauhe oder wellige Glas hat eine Dicke von 3,1 Millimeter. Die Fußböden werden von Trägern, welche die ganze Breite überspannen, getragen, insolge dessen ist der Raum gänzlich frei von schattenwerfenden Säulen. Die Dachträger sind stark genug, daß man die Transmiffion daran aufhängen kann. In einem Nebengebäude befindet sich der Dampfessel für die Luftheizung. Die warme Luft wird in den hohlen, aus Blech gemieteten Säulen weiter geleitet, und zwar tritt sie am Fuße der Säulen aus. Im Sommer kann durch die Säulen kalte Luft geblasen werden. Ziegelsteine sind bei dem Gebäude nur als schmale Streifen an den Fußböden wie an den Giebeln der einzelnen Stockwerke zur Verwendung gelangt. —

Humoristisches.

— Zeitbild. Direktor: „Sie, Ihr neues Kouplet, gestern Abend, hat aber gar nicht gefallen.“
Komiker: „Ich wurde aber doch nach demselben gerufen.“
Direktor: „Wieso?“
Komiker: „Nur zur Polizei.“ —
— Von der Schmiere. „Was, Sporen wollen Sie! Da hammer noch immer e paar neue Nägel dorch de Absätze getriem — verstehn Se!“ —
— Höchstes Stadium. Hausfrau: „Aber, Herr Doktor, wie können Sie denn auf den Schran?“
Student (noch im Dufel): „J... ich hab' meinen Zwickel gesucht, der mir von der Nase fiel u... und bin darüber eingeschlafen!“ —
(„Weggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Berliner Theater. Buth hat schon wieder etwas Neues ausgeheckt: Ein Liebhaber-Theater mit „intimem“ Charakter. „Herren und Damen aus der „Gesellschaft“ sollen und wollen mitthun. Die nöthigen Stüde werden brühwarm von Chemikern, Steuerräthen und ähnlichen Künstlern geliefert. —
— Ahtzig Aufführungen einer Posse hat in einem Wiener Vorstadttheater ein Geschäftsmann mit ansehen können, und regelmäßig hat er denselben Sitz bezahlt. —
— Richard Wagner's „Walküre“ wurde in Venedig unter großem Weisfall zum ersten Male aufgeführt. In London wurde am Freitag „Tristan und Isolde“ zum ersten Mal in englischer Sprache gegeben. —
— Die erste Ausstellung der Berliner Sezession wird in München stattfinden. Die Sezession bereitet eine kleine, gewählte Ausstellung für den Glaspalast vor. In München ist ihr anstandslos alles das gewährt worden, was man ihr hier verweigert hat. —
— In der letzten Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft machte Prof. v. Luschka folgende Mittheilung: Nach Berichten, die in Missionsblättern abgedruckt sind, hat ein Missionar in Kamerun die Fetische der Eingeborenen, diese für die vergleichende Völkerkunde so überaus wichtigen Gegenstände „in heiligem Uebereifer“ haufenweis verbrannt und so der Wissenschaft einen nicht gut zu machenden Schaden zugefügt. —
— Kürzlich sind die zwei größten und sehr gut erhaltenen Mastodonzähne auf einem Walfischfahrer nach San Francisco gebracht worden. Sie sind auf der Außenseite 108 Zoll und auf der Innenseite 91 1/2 Zoll lang. Ungefähr 2 Zoll von der Basis haben sie einen Umfang von 18 Zoll, 17 1/2 Zoll in der Mitte und 14 1/2 Zoll zwei Fuß vom Ende. Die beiden Mastodonzähne wurden unweit Point Barrow gefunden. Sie stalen 16 Fuß tief im Eis. —